

Reinhard Fiedler, Hume und Russell über Grenzen des Empirismus

Es dürfte unter den zeitgenössischen analytischen Philosophen wohl kaum einen geben, der nicht – im weitesten Sinne des Wortes – Empirist wäre. Es scheint mir trotzdem nützlich zu sein, sich hin und wieder an einige grundlegende Einsichten klassischer Vertreter des Empirismus zu erinnern, die bei der Beschäftigung mit erkenntnistheoretischen Detailfragen nicht so stark im Vordergrund stehen. Das soll im Folgenden geschehen, wobei ich hoffentlich nicht allzu viele Eulen nach Athen tragen werde.

Nach Ayer besteht die Erkenntnistheorie „weitgehend im Vortragen und in der versuchten Widerlegung einer bestimmten Art skeptischen Argumentierens“¹, wobei Ziel des Skeptikers jeweils ist, „zu beweisen, dass zwischen den Folgerungen, zu denen wir gelangen möchten, und den Prämissen, von denen wir ausgehen, eine unüberbrückbare Kluft besteht“².

Dies charakterisiert in hohem Maße auch *Humes* Vorgehen. In der erkenntnistheoretischen Tradition des Empirismus kommt ihm eine besondere Bedeutung zu, weil er die Erfahrung selbst zum Problem macht: „Die Erfahrung, die bisher als das Allheilmittel galt, bei dem die Untersuchung sich beruhigte, ist jetzt zum unauflösbaren Problem geworden. Ihre Geltung wird nicht länger naiv vorausgesetzt, sondern sie bildet das eigentliche Rätsel.“³ Wesentlich dramatischer schreibt Russell: „Humes Philosophie ... ist der Bankrott der Vernunft des 18. Jahrhunderts. ... Daher ist es wichtig, herauszufinden, ob es im Rahmen einer ganz oder teilweise empiristischen Philosophie eine Antwort auf Hume gibt. Wenn nicht, dann gibt es keinen erkenntnistheoretischen Unterschied zwischen Vernunft und Wahnsinn.“⁴

Die Argumentation Humes lässt sich wie folgt darstellen. Es gibt zweierlei Arten von Erkenntnis, nämlich Erkenntnis logisch-mathematischer Beziehungen und Erkenntnis von Tatsachen. Erstere ist absolut gewiss, da sie durch reines Denken, a priori, vermöge logisch-deduktiver Schlüsse zustande kommt. Letztere ist weniger zuverlässig, da sie sich dieser Methoden nicht bedienen kann: „Das Gegenteil jeder Tatsache bleibt immer möglich, denn es kann niemals einen Widerspruch in sich schließen.“⁵ (Zu beachten ist, dass Hume hier von logischer Möglichkeit spricht, und zwar auf isolierte Tatsachenbehauptungen bezogen.)

Tatsachenbehauptungen, soweit sie „über die Evidenz unseres Gedächtnisses und unserer Sinne hinausgehen“⁶, werfen das Problem der „notwendigen Verknüpfung“ auf, das Hume anhand der Ursache-Wirkung-Relation exemplifiziert. Um daher etwas über die Geltung von Tatsachenbehauptungen auszumachen, „müssen wir untersuchen, wie wir zur Kenntnis von Ursache und Wirkung gelangen.“⁷

Da nun Wirkungen verschieden von ihren Ursachen sind⁸, Wirkung und Ursache also jeweils verschiedene Ereignisse darstellen, die isoliert beschrieben werden können, lässt sich aus der Beschreibung, die das Auftreten eines Ereignisses (A) behauptet, nicht a priori auf das Auftreten eines Ereignisses (B) als einer Wirkung aus (A) schließen. Anders gesagt heißt das, „dass bei zwei voneinander verschiedenen Ereignissen kein logischer Widerspruch darin besteht, wenn die

1) Ayer, Hauptfragen, S.86.

2) ebenda.

3) Cassirer, Erkenntnisproblem, Bd.2, S.357

4) Russell, History of Western Philosophy, London 194-8, S.698f.; zitiert nach: Popper, Objektive Erkenntnis, S.17

5) Hume, S. 35

6) Hume, S. 36

7) Hume, S. 37

8) Hume, S. 38 f.

Existenz des einen bejaht und die des andern verneint wird.“⁹

Die Kenntnis der Kausalbeziehung zwischen zwei Ereignissen kann demgemäß nur aus der Erfahrung gewonnen werden. Damit tritt die Argumentation in die entscheidende Phase. Hume stellt nämlich nun die Frage nach der „Grundlage aller Schlüsse aus der Erfahrung“¹⁰. Um den Geltungsanspruch von Schlüssen aus der Erfahrung diskutieren zu können, muss Hume zuerst den Inhalt der Erfahrung feststellen und diesen dann mit den Schlüssen, die man daraus zu ziehen gewohnt ist, vergleichen. Er tut dieses anhand eines Beispiels, nämlich des angenommenen Zusammenhangs zwischen sinnlich wahrnehmbaren Eigenschaften des Brotes und seinen Wirkungen (der Ernährung und Erhaltung) auf den menschlichen Organismus.¹¹

Die allgemeine Beschreibung des Inhaltes der Erfahrung lautet nun: "Sie zeigt uns nur eine Anzahl gleichförmiger Wirkungen, die sich aus gewissen Gegenständen ergeben, und lehrt uns, dass diese Gegenstände zu einer gewissen Zeit mit solchen Kräften und Vermögen versehen waren."¹²

Der Schluss, der aus diesem Inhalt der Erfahrung gezogen wird, manifestiert sich in der Erwartung, dass generell, auch in Zukunft, solche Gegenstände solche Wirkungen hervorbringen werden. Damit ist grob das Verfahren der Induktion beschrieben; dessen Legitimität (die "Grundlage aller Schlüsse aus der Erfahrung") soll ermittelt werden. Hume stellt fest, dass die aus der Erfahrung gezogenen Schlüsse über den Inhalt der Erfahrung hinausgehen. Der Schluss von einigen Fällen auf alle Fälle einer Klasse ist kein logisch-deduktiver Schluss, auch keine unmittelbar einsichtige Evidenz. Welches ist also sein Rechtsgrund? Hume zeigt, dass, sich an dieser Stelle auf die Erfahrung zu berufen, um die Geltung der Induktion zu begründen, in einen Zirkel führt. Denn der Schluss von einigen Fällen auf alle einer Klasse ist weder logisch - deduktiv noch vom Inhalt der tatsächlich gemachten Erfahrung gedeckt. Er setzt vielmehr voraus, dass die Dinge sich in Zukunft genau so verhalten wie bisher in der Vergangenheit. Diese Voraussetzung ist in aller Ableitung aus der Erfahrung bereits enthalten und kann daher nicht aus der Erfahrung begründet werden. Es ist "unmöglich, dass irgendwelche Erfahrungsbegründungen diese Ähnlichkeit der Vergangenheit mit der Zukunft belegen können, denn all diese Begründungen beruhen ja selbst auf der Voraussetzung dieser Ähnlichkeit"¹³.

Das Ergebnis ist also, dass induktives Verallgemeinern, ohne das weder die alltägliche Lebensführung noch die Wissenschaft auskommen, rational nicht gerechtfertigt ist. Anstelle der rationalen Begründung bleibt Hume nur noch die Feststellung, dass unsere induktiven Schlüsse auf Gewohnheit beruhen. Aber dies ist allenfalls - wie *Hume* auch selbst sieht - eine Feststellung, keine Begründung. Als Ergebnis der Hume'schen Argumentation ist also festzuhalten: Das Prinzip der Induktion oder anderer Schlussweisen, die eine endliche Menge gemachter Erfahrungen auf universelle Regelmäßigkeiten hin überschreiten, ist unverzichtbar, weil wir sonst aus der Erfahrung nicht lernen könnten. Es ist selbst indes der Begründung bedürftig, jedoch nicht durch Rekurs auf Erfahrung begründbar. Selbst der Hinweis Humes, dass induktive Schlüsse auf dem Prinzip der Gewohnheit

9) Ayer, Hauptfragen, S. 178

10) Hume, S. 42f.

11) Dass er in diesem Zusammenhang von 'geheimen Kräften' spricht hat weiter nichts zu besagen, als dass die Wahrnehmung bestimmter sinnlicher Eigenschaften des Brotes und die Erfahrung seiner Nahrhaftigkeit zwei verschiedene Ereignisse sind und die exakten chemischen Abläufe nicht geschildert werden.

12) Hume, S. 48

13) Hume, S. 49

beruhen, ändert an der Situation nichts. Wollte man diese Feststellung zur Begründung der Induktion heranziehen, würde man abermals in einen Zirkel geraten, denn sie selbst ist ja eine empirische Verallgemeinerung. Hume selbst war dieser Sachverhalt klar. Er beansprucht das Gewohnheitsprinzip ausdrücklich nicht als Begründung¹⁴. Ableitungen aus der Erfahrung werden nicht begründet, sondern nur als 'Wirkungen'¹⁵ der Gewohnheit beschrieben.

Humes Argumentation spiegelt sich auch in der Art und Weise, wie er Kausalität definiert. Er definiert zunächst Ursache als „*einen Gegenstand, dem ein anderer folgt, wobei allen Gegenständen, die dem ersten gleichartig sind, Gegenstände folgen, die dem zweiten gleichartig sind. Oder mit anderen Worten, wobei, wenn der erste Gegenstand nicht bestanden hätte, der zweite nie ins Dasein getreten wäre.*“¹⁶ Zum einen handelt es sich hier strenggenommen um zwei verschiedene Definitionen: Der erste Teil betont Regularität, der zweite eine kontrafaktische Bedingung. Gemäß der ersten Definition wären Ursachen zureichende, aber nicht notwendige Bedingungen für ihre Folgen, gemäß der zweiten notwendige, aber nicht zureichende Bedingungen.¹⁷ Zum anderen fährt Hume wie folgt fort: „*Die Erscheinung einer Ursache führt stets den Geist, durch einen gewohnheitsmäßigen Übergang, zur Vorstellung der Wirkung. Auch dies lehrt uns die Erfahrung. Deshalb mögen wir, jetzt in Übereinstimmung mit dieser Erfahrung, eine andere Definition der Ursache bilden und sie bezeichnen als: **einen Gegenstand, dem ein anderer folgt, und dessen Erscheinen stets das Denken zu jenem ändern führt.** Haben wir nun auch diese beiden Definitionen von Umständen hergeleitet, die der Ursache fremd sind, so lässt sich diesem Übelstand, eben nicht abhelfen und eine vollkommener Definition nicht erreichen, die jenen Umstand in der Ursache aufzeigte, der ihr eine Verknüpfung mit ihrer Wirkung gibt.*“¹⁸ Mit dieser zweiten, genaugenommen dritten, Definition lenkt Hume wieder zurück auf das Ergebnis seiner oben dargestellten Überlegungen zur „notwendigen Verknüpfung“. Es geht nicht darum, was in einem objektiven Sinne wahrscheinlich geschehen wird, sondern darum, was ein Beobachter als wahrscheinlich eintretend erwartet. Folglich muss man in der letztgenannten Definition Humes eigene Position sehen.

Gegen Hume könnte man einwenden, dass es aber doch vernünftig sei, induktiv zu schließen; und man könnte ihm einen zu engen Vernunftbegriff vorwerfen (rationale Begründung nur durch logische Deduktion).

Innerhalb der modernen Wissenschaftstheorie ist man jedoch über Humes Resultate hinsichtlich der Gültigkeit empirischer Erkenntnis nicht wesentlich hinausgelangt. Das sei kurz durch zwei Zitate belegt.

"Sobald wir die objektive Erkenntnis einbeziehen, müssen wir sagen, dass höchstens ein sehr kleiner Teil von ihr mit einigermaßen hinreichenden Gründen als sicher wahr erwiesen werden kann: es ist (falls es überhaupt einen gibt) jener Teil, der als beweisbare Erkenntnis charakterisierbar ist und (allenfalls) die Sätze der formalen Logik und der (endlichen) Arithmetik umfasst. Alles Übrige ... ist wesentlich hypothetisch oder vermutet."¹⁹

"Erkenntnis wäre nicht möglich, wenn es im Universum keine Gleichheiten gäbe. ... Hätten

¹⁴ Hume, S. 55

¹⁵ Hume, S. 55

¹⁶ Hume, Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand, Abschnitt IIV, Teil II

¹⁷ Vgl. A. Broadbent, Philosophy for Graduate Students, New York 1016, S. 31 – 51

¹⁸ Hume, a.a.O. (Hervorhebung von mir)

¹⁹ Popper, Objektive Erkenntnis, S.90

Erfahrungsurteile keine Gültigkeit, so würden Leben und Wissenschaft in Frage gestellt. Die Möglichkeit der Wissenschaft aber ist natürlich nicht selber wieder eine wissenschaftliche, sondern eine praktische Forderung.²⁰ Bei *Popper* wird Erkenntnis zum Vermutungswissen; dass Erkenntnis möglich sei, wird bei *Schlick* zum praktischen Postulat.

Die Schwierigkeiten der empiristischen Position fasst *Russell* mit der ihm eigenen Prägnanz zusammen: „Ich muss feststellen, dass der Empirismus als Erkenntnistheorie sich selbst widerlegt. Denn, wie immer man ihn auch formuliert, es geht nicht ohne ein allgemeines Prinzip dahingehend, dass Erkenntnis von Erfahrung abhängt, und jedes derartige Prinzip, falls wahr, hat zur Konsequenz, dass man es selbst nicht wissen kann. Obwohl also der Empirismus möglicherweise wahr ist, kann er nicht, falls er wahr ist, als wahr erkannt werden. Dies ist jedoch ein riesiges Problem.“²¹ Ist damit der Empirismus am Ende? Nicht wirklich, zumindest dann nicht, wenn man *Russell* folgt; denn an anderer Stelle äußert er sich wesentlich differenzierter, davon ausgehend, dass Wahrnehmungen (Percepts) privat sind, und dass ein konsequenter Phänomenalismus bei empiristischer Grundposition zu einem strengen Solipsismus führt: „...wir müssen zwischen zwei Alternativen wählen. Entweder wir akzeptieren den skeptischen Solipsismus in seiner strengsten Form, oder wir müssen zugeben, dass wir unabhängig von aller Erfahrung ein Prinzip oder mehrere Prinzipien kennen, mit deren Hilfe es möglich ist, mit Wahrscheinlichkeit von Ereignissen auf andere Ereignisse zu schließen.“²²

Das Problem für eine empiristische Erkenntnistheorie ist eben nicht nur, dass sich Induktion und andere erkenntniserweiternde Schlussweisen nicht gut begründen lassen, sondern auch, dass der Schritt von der sinnlichen Wahrnehmung zu Tatsachenurteilen (auch schon der bloßen Identifikation eines Gegenstandes) aufgrund der mangelnden Klarheit im Ursachenbegriff problematisch wird.

In „My Philosophical Development“ begründet *Russell* die Notwendigkeit von fünf Postulaten, die einer empiristischen Erkenntnistheorie vorangestellt, die Möglichkeit von empirischer Erkenntnis stützen. Sie sollen gewährleisten, dass vorgeschlagenen Verallgemeinerungen a priori Wahrscheinlichkeiten zugeordnet werden können, wobei sichergestellt ist, dass nicht jede beliebige wissenschaftlich irrelevante Verallgemeinerung dafür in Frage kommt.²³ Sie sind gewissermaßen *Russells* Antwort auf Hume.²⁴

²⁰ Schlick, Erkenntnislehre, S.441f.

²¹ Russell, Meaning and Truth, S.156f. - "I will observe, however, that empiricism, as a theory of knowledge, is self-refuting. For, however it may be formulated, it must involve some general proposition about the dependence of knowledge upon experience; and any such proposition, if true, must have as a consequence that itself cannot be known. While, therefore, empiricism may be true, it cannot, if true, be known to be so. This, however, is a large problem."

²² Russell, Human Knowledge, S. 160 „...we have to choose between two alternatives. Either we must accept sceptical solipsism in its most rigorous form, or we must admit that we know, independently of experience, some principle or principles by means of which it is possible to infer events from other events, at least with probability.”

²³ Russell, My Philosophical Development, S. 637: "How are we to know that some suggested generalization has a finite probability in its favour before we have examined any of the evidence for or against it? [...] The postulates at which I arrived by an analysis of instances of non-demonstrative inference were intended to be such as would confer this finite a priori probability upon certain generalizations and not upon others. It will be observed that, in order that the postulates in question should fulfil their function, it is not necessary that they should be certain; it is only necessary that they should have a finite probability. In this respect they differ very profoundly from the kind of a priori principles that idealistic philosophers have sought, for such principles have been supposed by their advocates to possess a certainty greater than that of empirical knowledge."

²⁴ Siehe Fußnote 4

Allerdings sind sie nicht als apodiktische Wahrheiten aufzufassen, sondern ihnen kommt nur Wahrscheinlichkeit – und natürlich einige Plausibilität – zu. Sie sind, wie er betont, „wissenschaftliche Hypothesen“,²⁵ aber der von ihm selbst gewählte Titel „Postulate“ erlaubt es wohl, sie als a priori Grundsätze anzusehen, wenn auch nicht im strikten kantischen Sinne. Sie lauten:

(1) Ist ein Ereignis A gegeben, dann geschieht es häufig, dass es in räumlicher und zeitlicher Nachbarschaft ein Ereignis gibt, das A sehr ähnlich ist. (Postulat der Quasi-Permanenz)

(2) Es ist oft möglich eine Serie von Ereignissen zu bilden, so dass von einem oder zwei Mitglied(ern) dieser Serie etwas bezüglich aller anderen Mitglieder abgeleitet werden kann. (Postulat der trennbaren Kausallinien)

(3) Wo immer es eine kausale Verknüpfung zwischen zwei nicht nahe beieinanderliegenden Ereignissen gibt, muss es Zwischenglieder in der Kausalkette geben. (Postulat der spatio-temporalen Kontinuität der Kausallinien)

(4) Wenn eine Anzahl von strukturähnlichen komplexen Ereignissen um ein Zentrum in nicht weit voneinander entfernten Regionen gruppiert sind, so gehören alle normalerweise zu Kausalsträngen, die ihren Ursprung in einem Ereignis mit derselben Struktur im Zentrum haben. (Postulat des gemeinsamen kausalen Ursprungs von ähnlichen Strukturen, die um ein Zentrum herum positioniert sind, oder einfacher: Strukturpostulat)

(5) Gegeben zwei Klassen von Ereignissen A und B, und vorausgesetzt dass sowohl A als auch B beobachtet werden können, dann folgt, dass wenn in einem gegebenen Fall A beobachtet werden kann, aber nicht festgestellt werden kann, ob B folgt, es wahrscheinlich ist, dass B auftreten wird, und gleichermaßen, wenn B aber nicht A beobachtet werden kann. (Analogiepostulat)²⁶

Das erste Postulat ermöglicht es allererst, mit den Begriffen ‚Ding‘ und ‚Person‘ zu operieren. Das zweite wird benötigt, um induktive Schlüsse zu ziehen (selbstverständlich wird dabei nur mit Wahrscheinlichkeiten gearbeitet.) Postulat Nummer drei betont raumzeitliche Kontinuität. Russell nennt das vierte Postulat „das Struktur-Postulat“. Es erklärt wie qualitativ grundverschiedene komplexe Ereignisse kausal miteinander verknüpft sein können – eben aufgrund bestimmter Strukturähnlichkeiten. Das fünfte und letzte Postulat wird benötigt, um Analogieschlüsse ziehen zu können. (z. B. Aussagen über Fremdbewusstsein.)

Russells Postulate sind nicht im strikten Sinne beweisbar – etwa so wie Kant seine apriorischen Prinzipien beweisen zu können glaubte. Sie stellen gewissermaßen eine Kombination von Poppers und Schlicks Position dar, machen aber deutlich, wie der Empirismus zu ergänzen ist, um eine sinnvolle Theorie abzugeben. Die fünf Postulate können nicht logisch-deduktiv aus der Erfahrung abgeleitet werden, aber, in Russells eigenen Worten: „Entweder wissen wir etwas unabhängig von Erfahrung, oder die gesamte Wissenschaft ist Unsinn.“²⁷ Die Postulate sind aber auch keine praktischen Postulate, denn: „Es ist Unsinn, so zu tun, als könne Wissenschaft nur praktische und

²⁵ Bertrand Russell, *My philosophical development*, Nottingham 2007, S. 262

²⁶ Bertrand Russell, *My philosophical development*, Nottingham 2007, S. 202 – 204, die Kurztitel in Klammern aus *Human Knowledge*, S. 429 (meine Übersetzung) – Zu weiteren Alternativen zur Hume’schen Analyse der Kausalität vgl. C.J. Ducasse, *On the Nature and the Observability of the Causal Relation*, in: E. Sosa/M Tooley (eds.), *Causation*, Oxford 1993, pp. 15ff.; und John R. Searle, *Seeing Things As They Are*, Oxford 2015, z. B. S. 43f.

²⁷ Russell, *Human Knowledge*, S. 444 (meine Übersetzung)

keine theoretische Gültigkeit haben, denn sie ist nur praktisch gültig, wenn das, was sie vorhersagt, tatsächlich eintrifft, und wenn unsere Postulate (oder etwas Gleichwertiges) nicht gelten, dann besteht kein Grund, wissenschaftliche Voraussagen (oder andere wissenschaftliche Verallgemeinerungen, RF) ernst zu nehmen.“²⁸ Mit anderen Worten, wissenschaftliche Aussagen, Theorien usw. sind nur gültig, wenn sie (zumindest wahrscheinlich) wahr sind. Wahrheit über Erkennbarkeit oder Begründbarkeit, gar Verifizierbarkeit, zu definieren, führt in die Irre. „Es gibt keinen Grund warum Wahrheit nicht der umfassendere Begriff sein sollte als der der Erkenntnis.“²⁹ Wenn Russell Recht hat, dann kann man durchaus sowohl eine Korrespondenztheorie der Wahrheit und eine realistische Ontologie, als auch einen sich seiner Grenzen bewussten Empirismus vertreten.

Literatur

- D. Hume** Richter Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand, Hamburg 1973 Ed. R. Richter
(zitiert als Hume +Seitenzahl)
Enquiries concerning Human Understanding and concerning the Principles of Morals
ed. L.A. Selby-Bigge, Oxford 1978
- A.J. Ayer** Die Hauptfragen der Philosophie München 1976
- E. Cassirer** Das Erkenntnisproblem, Bd. 2 Darmstadt 1974
- K.R. Popper** Objektive Erkenntnis Hamburg 1974
- G. Prauss** Einführung in die Erkenntnistheorie Darmstadt 1980
- B. Russell** An Inquiry into Meaning and Truth Harmondsworth 1973
- Ders.** Human Knowledge – Its Scope and Limits (1048), Abingdon 2009
- Ders.** My Philosophical Development, (1959), Nottingham 2007
- M. Schlick** Allgemeine Erkenntnislehre (1925) Frankfurt/M 1979
- J. R. Searle** Seeing Things As They Are, Oxford 2015
- E. Sosa/M. Tooley (eds.)** Causation, Oxford 1993

Reinhard Fiedler

²⁸ ebd. (S.444)

²⁹ Russell, An Inquiry into Meaning and Truth S. 232 (meine Übersetzung)